

WOYZECK

nach Georg Büchner

Willstätter-Gymnasium Nürnberg

Profilkurs Theater, Leitung: Barbara Schlatterbeck



Ein fast leerer Bühnenraum, abgeschlossen durch Plastikfolien, strukturiert durch Lichtkegel in hellen, kühlen Farben, Live Musiker auf der Bühne – mit diesem Bühnenaufbau zieht die Theatergruppe des Willstätter-Gymnasiums Nürnberg von Anfang an das Publikum in ihren Bann.

Als Auftakt ein Soloauftritt für Marie im roten Rock: sie erzählt Büchners Märchen vom 'arm Kind'. Dieses Märchen wird im weiteren Verlauf immer wieder aufgenommen und von Marie oder dem Chor weitererzählt. Es wird so zum Leitmotiv und Rahmen der Inszenierung.

Die anderen Schülerinnen kommen als Chor dazu und setzen mit ihrer Interpretation des Songs 'Pretty Woman' einen Akzent zum Verständnis dieser Figur. Woyzeck dagegen hetzt mit Clowns-nase herein, ist verstört und sieht Dinge, die nicht zu sehen sind. Auch hier verstärkt ein chorischer Auftritt die Wirkung und das Charakteristische dieser Figur.

Ein auffallendes Merkmal dieser Inszenierung ist, dass es überzeugend gelingt, Handlung und Originaltext von Büchners Werk mit Elementen des biografischen Theaters zu verbinden. Die Sprache der Jugendlichen steht kontrastiv, aber gleichwertig und stimmig neben Büchners Text und Sprache. „Ich, weiblich, 17 suche einen Partner, stark wie ein Löwe...“ Alle Mädchen der Gruppe beschreiben die gewünschten inneren und äußeren Attribute ihres Traummanns.

Dies ist gleichzeitig die Einleitung für den Auftritt des Tambourmajors, bei dem die weiblichen Mitglieder der Gruppe Schlange stehen. Mit so einem muskelprotzigen Kerl in schmucker Uniform mit Trump-Maske und -Frisur kann Woyzeck, der Clown mit Nase, nicht mithalten.

Mit Charaktermasken und Dreifachbesetzungen der männlichen Figuren, die in besonderer Weise ein gesellschaftliches Gegenbild zu Woyzecks Figur bilden (Tambourmajor/ Doktor/Hauptmann), überzeugt diese Theatergruppe mit ihrer Interpretation von Büchners Woyzeck. Die Masken für die 'höher gestellten' Figuren und das Maskenspiel der Gruppe erzeugen überraschende Momente, vor allem durch die Trennung zwischen dem maniert-künstlichem

Spiel der Maskenfiguren und der Wiedergabe des Textes durch andere Sprecher. Die Maskenfiguren werden so zu Karikaturen, die Gruppe schafft eine gelungene Distanz und macht neugierig: Wie bewältigt der Underdog Woyzeck seinen Existenzkampf gegen so eine Übermacht? Den Figuren mit Masken ist er hilflos ausgeliefert: der Doktor macht seine sinnlosen, menschenverachtenden medizinischen Versuche mit ihm als „interessanten Casus“, der Hauptmann verhöhnt den einfachen Soldaten mit „er hat keine Tugend, keine Moral“. Wie ein dressiertes Tier wird er in Zirkusatmosphäre vorgeführt. Gegen den Tambourmajor hat dieser arme und einfache Soldat keine Chance.

In einer choreografisch überzeugend gelungenen Szene wird die Annäherung zwischen Tambourmajor und Marie gespielt, ebenso die Übergabe der Schmuckkette als Belohnung. Auch hierbei wird die Geschichte mit vielen Wechseln zwischen Soli und Chor erzählt: Alle Mädchen der Gruppe erscheinen mit Kette und zeigen, dass sie sich gefallen, sich als 'pretty woman' sehen, begehrt werden wollen und die Aufmerksamkeit und Zuwendung des Tambourmajors genießen.

Woyzeck entdeckt die Kette und fühlt den Betrug. Er rennt wie ein Wahnsinniger im Kreis, wird auf Maries Fehltritt hingewiesen und stellt sie zur Rede. Die Live Musik stützt dieses Verhör und die folgende privateste Szene zwischen Woyzeck und Marie: Im Stehen schläft Woyzeck, Marie legt sich zu ihm, „Franz, schläfst du?“ Einer der magic moments dieser Inszenierung.

Tanzeinlagen und Songs, choreografierte Szenen und immer wieder der Wechsel zwischen chorischen Elementen und Soloauftritten bebildern das Geschehen. Wie auf einer Abwärtsspirale dreht sich alles mit zunehmender Beschleunigung. Ein Chor lässt das Publikum das Lied vom 'Lieben Augustin' im Flüsterton hören, wird lauter bis zum Brüllen und schubst die Protagonisten vorwärts.

Verschmierte Gesichter symbolisieren die Gewalt, die am Ende der Geschichte steht und die Leere. Das Märchen vom 'arm Kind' wird an dieser Stelle zum ersten Mal bis zum Ende erzählt. Da ist keine Hoffnung mehr.

Sehr viel Beifall belohnte die Nürnberger für ihr präzises Spiel, die packende Präsenz des gesamten Ensembles und die atmosphärische Dichte ihres Festivalbeitrags.

Ilona Herrmann

PEST

frei nach Camus

Christoph-Jacob-Treu-Gymnasium Lauf

Profilkurs Theater, Leitung: Maximilian Nix



Pest, eine verheerende Krankheit, die sich historisch und überwunden anhört, vielleicht noch durch Camus von einer gewissen literarisch-philosophischen Bedeutung bleibt. Pest, das klingt nach Depression und Angst, Tod und Krankheit. Themen, durch die das Nachdenken über das Leben existenziell wird. Ein schwerer Stoff also für das Schultheater, dem sich die Gruppe vom Gymnasium Lauf mutig stellt. Camus' Stück Belagerungszustand bringt diesen Rahmen mit und stellt zugleich politisch-sozialkritische Fragen nach Macht und Unterwerfung, Lethargie und Konsum, aber auch Freiheit und Selbstbestimmung. Der Profilkurs Theater schält aus der Vorlage diese Aspekte heraus und verknüpft sie unauffällig mit aktuellen politischen Vorgängen. Wie nebenbei geschieht an entscheidender Stelle eine Gleichsetzung der Pest mit dem Fremden und Neuen.

Insgesamt bleibt die Aufführung ein eher statisches, textorientiertes Spiel mit großen Emotionen und Symbolen. In eine graue Welt voll Angst vor negativen Hinweisen auf einen Kometeneinschlag tritt Nada, der den Ängsten einfach widerspricht, indem er sie verharmlost, der Glückliche gegen Ehre setzt, durch Worte beruhigt und zum Vergessen durch Trinken aufruft. Statt eines Kometeneinschlags bricht die Pest aus, verkörpert in einem alles kontrollierenden Diktator, der sich scheinbar nicht aufhalten lässt. Nur eine einzelne Revolutionärin leistet Widerstand, mobilisiert das Volk, bleibt trotz der Bedrohung des eigenen Lebens standhaft und rettet die Stadt.

Obwohl die Inszenierung sich von einer Bühnenfläche auf einen Vorbühnenraum und Gang in und durch den Zuschauerraum bewegt, herrscht von Anfang an eine Atmosphäre der Enge und Bedrängnis, die nicht nur durch graue Einheitskostüme aus Jeans, T-Shirts und gelegentlichen Lederergänzungen verstärkt wird. Auch ein abgeschottetes Licht, das neben sparsamem Scheinwerfereinsatz vor allem auf den Schimmer von verteilten Gestecken aus Metallstäben mit aufgesetzten nackten Glühbirnen setzt, sorgt für den Eindruck düsterer Eingeschlossenheit. Von besonderer atmosphärischer Bedeutung ist der Chor, in dem neben den wenigen fest besetzten Rollen die Großzahl der Schülerinnen und Schüler agiert. Er repräsentiert die Masse, begleitet und kommentiert die Dialogszenen sprachlich, etwa durch einen beruhigenden

Flüsterchor, oder szenisch, wenn gereichte Wasserflaschen gemeinsam angesetzt und gefühlt endlos bis zur Neige geleert werden sollen, um den trunkenen Phantasien Nadas zu folgen. An anderer Stelle rezitiert der Chor Gesetzesvorschriften in den Raum oder deutet sinnloses Arbeiten an, indem durcheinander irgendwie geklatscht, gestampft oder an den Lampen geschraubt wird. Atmosphärisch ebenso wirkungsvoll, wenn der Chor, der insgesamt viel auf der erhöhten Spielfläche hockt und kauert, sich über die Arme kratzt oder diese zum Zeichen der sich verbreitenden Pest mit schwarzer Farbe einschmiert. Der Willen zum Aufstand wird endlich im Einsatz von Handtrommeln deutlich. Es gelingt der Gruppe vor allem durch diesen hoch disziplinierten und zurückhaltenden Chor die Atmosphäre düster und bedrückend zu halten, nur selten kommt dumpfe Geräuschkulisse ergänzend hinzu.

Es war der Gruppe wohl bewusst, dass ein solcher Inszenierungsansatz, der außerdem auf Apodiktisches in der Sprache und reduzierte, bedeutungsschwere Dialoge setzt, eine Herausforderung für den Zuschauer ist. Deswegen bricht dort, wo die Pest immer mehr die Herrschaft übernimmt, unvermittelt unter seiner Leitung eine perverse Show in das Geschehen: „Schubidu – die Pest schlägt zu“. Zu gewinnen ist der sichere Tod oder zwei Stunden Zeit für die Flucht. In den ‚Spielen‘, die von bekannten harmlosen TV-Formaten abgeschaut sind, repräsentieren sich jedoch bittere diktatorische Lebensbegrenzungen, wie Ausgangsverbot, Denunziation oder Rationierung, sodass das Schräge in der Form zur bitterernsten Ironie kippt, kein Befreiungsschlag für den Zuschauer. Die Belagerung hält an bis zum Ende, denn obwohl die Revolutionärin in einem überlangen Dialog mit der „Pest“ beweisen kann, dass sie die Stadt retten kann, bleibt am Ende das schlechte Gewissen dominant, das ganze Spiel von Angst und Unterdrückung mitgespielt zu haben: Da sind wir also.

Mit ihrer Auswahl des Stücks, den herausgestellten Themen, der atmosphärischen Dichte des Spiels und der Konsequenz der symbolischen Inszenierung sind die Oberstufenschüler aus Lauf nicht nur Camus gefolgt, sondern haben sich selbst und den Zuschauer auf besondere Weise herausgefordert, an einer bedrängenden Erfahrung teilzunehmen. Es gelang ihnen auf diese Weise, den Bogen zwischen dem historisch-philosophischen Thema und der Aktualität deutlich zu machen.

Michael Aust

JEDERMANN

nach Hugo von Hofmannsthal

Staffelsee-Gymnasium Murnau

Profilkurs Theater,

Leitung: Johannes Riedelsheimer



„Jeder ist Jedermann“ und „Jedermann muss sterben.“ Diese lakonischen Aussagen bringen eigentlich auf den Punkt, wie sich das Profulfach Theater des Staffelsee-Gymnasiums Murnau Hugo von Hofmannsthals „Spiel vom Sterben des reichen Mannes“ aneignete. Das Stück, das heute vor allem in mehr oder weniger pompösen Festspielaufführungen ein etwas groteskes Dasein führt (wenn man die Kartenpreise und die Kaufkraft des Publikums ins Verhältnis zur „Botschaft“ setzt...), wurde zum Ausgangspunkt einer vielschichtigen, an Überraschungen reichen Auseinandersetzung mit dem Thema „Tod“.

Das Spiel beginnt mit dem Ende des Stücks: eine Trauergemeinde nimmt Abschied von Jedermann, und die Trauernden bilden schon ab, um wen es hier geht: sie werden dargestellt als Menschen, die, jeder durch einen Kopfhörer von den anderen abgeschottet, zum Sound ihrer Musik Lieder von Geld und Reichtum vor sich hin summen. Es geht also um die Sorte Mensch, die sich über Geld, Reichtum und Macht definiert – zunächst jedenfalls. Dann wird angekündigt, was das Publikum zu erwarten hat: Eindrücke aus dem Leben des Verstorbenen sollen nun präsentiert werden. Mit der Entscheidung, den Tod des Jedermann zum Anfangs- und Ausgangspunkt zu machen, entstand also eine Rückschau auf das Leben der Figur, wobei sich die Gruppe im ersten Teil meist eng an die Vorlage hielt, bis hin in Details der Verssprache. Es traten also auch die typisierten Figuren des Mysterienspiels auf, der Bettler, der Schuldner, Hausvogt und Koch, die Buhlschaft, die Mutter. Dies war allerdings von Beginn an mit einer hinterfragenden Distanz unterlegt, die in inhaltlichen und sprachlichen Variationen der Vorlage verdeutlicht wurde: wenn die Mutter Jedermanns auf ehernen moralischen Grundsätzen besteht („Es ist ein arg Ding zu sterben, doch ärger, ewig zu verderben“), so wird sie abgekanzelt als überholt und unmodern, der skrupellose Egoismus Jedermanns wird in einer Ansprache ans Publikum zur – im hofmannsthalschen Stil gereimten – Anklage gegen den Konsumwahn mit seinen Konsequenzen für den Einzelnen und die Umwelt, und Buhlschaft und Gäste streiten sich schließlich mit zum Teil profanen, aber auch sehr berührenden Argumenten angesichts des gewährten Aufschubs, wie man nun seine letzte Stunde am sinn-

vollsten verbringt. Jemanden zum Lachen bringen? Das Leben bis zum letzten Atemzug genießen, es nochmal richtig krachen lassen? Sich in den Glauben retten, das Glück in der Familie suchen, „Momente für die Ewigkeit“ festhalten? Mit zunehmender Dauer wurde die Textvorlage nicht mehr benötigt, verschwand Jedermann als Figur aus dem Stück und alle wurden zu „jedermann“. Die Geschichte löste sich auf in Geschichten, der rote Faden hielt sich nicht mehr an der Handlung fest, sondern ergab sich aus dem Thema, das in immer neuen Variationen diskutiert, an- und ausgespielt wurde. Ganz konsequent mündete das Spiel am Ende in sehr persönliche Statements der Schauspielerinnen und Schauspieler, wie sie ihren eigenen Tod gewürdigt wissen wollen – ein Moment, der im Publikum kaum jemanden unberührt ließ.

Der Gruppe merkt man die Erfahrung mehrerer Jahre Theaterarbeit an, sie setzte auf eine Vielfalt theatraler Ausdrucksmittel, die versiert gehandhabt wurden: ein denkbar einfaches, aber sehr wirkungsvolles Bühnenbild, das aus einem Doppelpodest von Bühnenelementen bestand, gliederte den Raum in ein Oben und Unten und ermöglichte ein dynamisches Spiel mit vielen Wechseln von Einzel- und Gruppenszenen. Ein effektvoller Licht- und Musikeinsatz, technische Verfremdungen wie ein elektronisches Spruchband oder auch eine Stimme durch das Mikrofon kommentierten das Geschehen und fungierten als Chordersatz, aber auch chorisches Sprechen und z.B. ein nicht enden wollendes, gnadenlos zuversichtlich geschmettert Kirchenlied waren Bestandteil der abwechslungsreichen Dramaturgie, die eine beeindruckende Balance fand zwischen dem Auslösen von Betroffenheit und ironischer Distanz.

Den „Jedermann“ zum Ausgangspunkt eines eigenen Stücks zum Thema Tod zu nehmen, ist ein anspruchsvolles Unterfangen, das die Murnauer eindrucksvoll umgesetzt haben. Das Publikum ließ sich in den Bann ziehen und dankte den Spielern mit heftigem Applaus und lebhaften und intensiven Diskussionen in den Besprechungen.

Inga Hauser

SPURENSUCHE

Eigenproduktion

Ernst-Mach-Gymnasium Haar

Mittel- und Oberstufentheatergruppe,

Leitung: Farina Simbeck und Thomas Ritter



Auf dem heutigen Schulgelände des Ernst-Mach-Gymnasiums Haar war während des Dritten Reichs die Heil- und Pflegeanstalt Eglfing-Haar, in der Menschen mit Behinderungen und Erbkrankheiten als 'nicht lebenswert' aussortiert wurden. Vor diesem Hintergrund recherchierte die Gruppe vor Ort, in den eigenen Familien, führte Zeitzeugengespräche und forschte in verschiedenen Archiven. Das in dieser aufwändigen und gründlichen Recherche gesammelte Material wurde zur Textgrundlage für die Eigenproduktion SPURENSUCHE, in der die Mittel- und Oberstufentheatergruppe sich und ihrem Publikum die Frage stellt, was gewesen wäre, wenn *wir* damals die Entscheidungen hätten treffen müssen.

Die Zuschauer erwartet ein Spielraum, der aus einer vertieften Mitte und einem erhöhten vier-eckigen Laufstegrand besteht, an zwei Seiten begrenzt von Kartonwänden, die wiederholt zur Projektionsfläche werden: Ca. 300 Papphocker werden für diesen Bühnenaufbau, aber auch als Requisite und Sitzgelegenheit für das Publikum verwendet.

Der Bühnen- und Zuschauerraum verändert sich laufend, immer wieder wird man von der Theatergruppe zum Standortwechsel aufgefordert und erlebt so verschiedene Perspektiven: beim Aufenthalt im Innenraum kann man sich in einer Art Opfer-Situation empfinden, auf dem erhöhten Rand befindet man sich eher in der Beobachter- und Entscheiderposition. Alle werden so zu Mitakteuren gemacht.

Mit dieser Inszenierung war die Gruppe schon mehrfach zu (Schul)Theaterfestivals eingeladen. Sie spielten u.a. in Berlin und im NS Doku-Zentrum und am eigentlichen 'Tatort', in dem heutigen Theatersaal der damaligen Klinik. Selten brachte eine Theatergruppe mehr Aufführungserfahrung mit dem gleichen Stück mit. Trotzdem ist auch für diese Gruppe jede Vorstellung immer wieder neu und sie müssen ihr Stück den jeweiligen Veranstaltungsvorgaben anpassen.

Für ihre Umsetzung auf der Theaterbühne benützt die Theatergruppe viele und verschiedenste theatrale Formen. Musik und Filmeinspielungen unterstützen ihre Präsentation. Vertraute

Theaterübungen sind in vielen Szenen als ursprünglicher Ausgangspunkt (noch) gut erkennbar, sind aber dramaturgisch überzeugend und Bühnenwirksam zu dieser Collage zusammengefügt.

Die ganze Gruppe ist immer auf der Bühne präsent. Ihr chorisches und solistisches Sprechen und die Bewegungschoreografien an den verschiedenen Spielorten gelingen. Die Akteure verkörpern Täter und Opfer gleichermaßen überzeugend; fliegende Rollenwechsel auf offener Bühne werden präzise gespielt. Einzelschicksale werden vorgestellt. Dazu wird aus privaten Briefen z.B. vorgelesen, welche Sorgen sich Eltern um das Wohl ihrer Kinder machten und wie lapidar für diese Eltern am Ende die offizielle Todesnachricht aus der Klinik daherkommt. Informationen zum damaligen Zeitgeist werden aus öffentlichen Verlautbarungen eingelesen oder in Spielszenen vorgestellt. Alle Anwesenden dürfen mitrechnen, wie kostspielig diese 'minderwertigen Menschen' doch sind. Als Ergebnis steht am Ende nicht nur eine Zahl, sondern die bedrückende Erkenntnis, dass dieses Ergebnis ein Todesurteil für viele Menschenleben ist.

Mit der hohen Spielintensität und der körperlichen Nähe wurde Betroffenheit erzeugt. Die Zuschauer sind mittendrin und nicht nur dabei, werden in ‚Gute‘ und ‚Böse‘ aufgeteilt. Immer wieder werden den Zuschauern Fragen zur Moral und der eigenen Reaktion in dieser Situation gestellt.

Insgesamt ist SPURENSUCHE ein sehr gelungenes Theaterprojekt zur Auseinandersetzung mit diesem schwierigen Kapitel der deutschen Geschichte. Das Lob für das intensive Spiel der Gruppe kann gar nicht groß genug ausfallen. Im September werden sie beim SdL 2018 mit dem Thema 'Theater und Politik' als Auswahl für Bayern teilnehmen. *Toi, toi, toi* für den Auftritt in Kiel.

Ilona Herrmann

ES WAR DREIMAL

Eigenproduktion

Karl-Theodor-von-Dalberg-Gymnasium

Aschaffenburg

Profilkurs Theater, Leitung: Johannes Lorentzen



Am Ende sind es immer die gleichen Geschichten, egal in welcher Form sie auch erzählt werden, denn im Wesentlichen geht es immer um die großen Themen. Aus dieser Grunderkenntnis mixte die Theatergruppe des Dalberg-Gymnasiums eine Collage aus sechs verschiedenen Beigaben: Drei Märchen und drei Spielformen, die der Welt der Filmgenres entlehnt waren. Die Geschichten wurden schnell noch von Schalen und Fruchtfleisch befreit und übrig blieben die Kerne, die dann in Teilen lässig hintereinander montiert waren. Nun ist das Problem von Kernen, dass man zwar die Frucht noch ahnt, aber sie sich nur vorstellen kann, wenn man sie kennt. Das war bei zwei der gewählten Märchen nur bedingt möglich und insofern hatte der Zuschauer bei dieser Collage den größten Genuss, wenn er nicht so sehr nach den großen Zusammenhängen suchte, sondern sich einfach auf das Bühnenspiel einließ.

Allerdings war die Enträtselung, die das eine bekanntere Märchen, Rumpelstilzchen, beim Zusehen auslöste, durchaus spannend. Die zentralen Bestandteile der Handlung erschienen verfremdet in einer Art Science-Fiction-Action-Story. Zwar bleibt es beim Prahlern mit den Fähigkeiten der Tochter, aber es geht nicht mehr um Gold, sondern um eine Droge, die Menschen zu willenlosen Kampfmaschinen macht. Die Geheimdienste eines diktatorischen Systems sind sehr daran interessiert. Spieler erscheinen in roboterartigen Maschinenbewegungen, Glitzerkostümen, gewaltbereite Wachen, die eine Frau in Weiß bewegungslos zum Verhör hereinschleppen und ein Arzt, der in großen Gesten und manischen Ausbrüchen seinen Besitz der Droge gegen das Kind der weißen Frau ausspielt. Besonders genial dazu die atmosphärische Musik, die über ein live gespieltes Cello von Bachanklängen bis zu wilden Geräuschorgien die Stimmungen steuert. Natürlich gelingt es auch in dieser Version neben den beschwörenden Worten eines Roboterchors („Ach wie gut, dass niemand weiß“), den Namen des manischen Arztes, Rumpelstilzchen, herauszufinden. Die Handlung ist Nebensache, es geht um Unterdrückung, Gewalt und Befreiung - in jeder Hinsicht große Themen der Literatur.

Das gilt wohl ebenso für die Suche danach, was denn eigentlich Glück sei. Um dieser Frage nachzugehen wählten die Schülerinnen und Schüler aus Aschaffenburg das eher unbekannte

Märchen vom Faulen Jack aus dem englischen Sprachraum. Eine Art Disney-Musik erklingt und gibt zusammen mit der Kostümierung in Schwarz und Weiß und den manierten Bewegungen einen Hinweis darauf, dass diese Geschichte pantomimisch im Slapstick-Film-Modus erzählt wird. Bald werden rote Kissen hereingeworfen, an denen sich die Schüler auf Geheiß eines Meisters erst spielerisch und dann übertrieben dumm abarbeiten. Als sie das nicht hinkommen, häufen sie alle Last einem ohnehin schon gebeugten Mann auf. Als dieser in der nächsten Szene wieder auftritt, geht gerade eine Art Casting-Serie um das Lachen einer Dame zu Ende. Natürlich wird der mit Kissen Beladene von der Dame verlacht, gewinnt so letztendlich die Umarmung. Glück als Ergebnis von zuverlässiger Arbeit und Mühe und nicht von Unterhaltung und Party.

Mit dem Rahmenstück nach dem tschechischen Filmmärchen „Der Kronprinz“ nehmen die Aschaffener schwergewichtige Märchenmotive auf: Eifersucht, Neid sowie Liebe und Gerechtigkeit. Dass es dabei geheimnisvoll, tragisch, also irgendwie märchenfilmartig-traditionell zugehen sollte, verdeutlichte der gewählte kostümbetonte und emotionalisierende Inszenierungsansatz. Neben den Hauptfiguren agiert der Großteil der Spielerinnen und Spieler atmosphärisch choreographiert, als Geräuschkulisse, archaischer Hofstaat oder munkelnder Wald. Die entscheidenden Handlungen werden zelebriert. Dunkle Gestalten mit Percussionsinstrumenten umgeben eine Figur mit Zauberhut, die einen Trank zaubert, der gedächtnislos macht und mit dem der offenbar besessene Prinz Karel II. seinen erstgeborenen Bruder ausstechen will. Auch die weiteren Szenen dieses Märchens bleiben pathetisch, aber die Aschaffener erliegen dem nicht, sondern brechen an entscheidenden Stellen mit Komik: Mitten im bedrohlichen Zauberwald kann der Prinz das rettende Schwert, das in einem Fels steckt, nur durch einen Münzeinwurf (Off-Stimme) auslösen. Natürlich geht am Ende alles gerecht und gut aus. In einem kurzen übertriebenen Slowmotion-Kampf gewinnt der Prinz das Gegengift und besiegt den bösen Bruder, der unter dramatischen Schreien abtransportiert wird. Der Held bekommt seine Prinzessin. Sie darf noch – ganz Musikfilm – „I want you to stay“ singen. Das Gute hat über das Böse gesiegt.

Die Aschaffener haben sichtlich Spaß an ihren Ideen, wirken in manchen Szenen ein wenig selbstverliebt in das, was sie sich ausgedacht haben, genießen besonders die verrückten Momente und zeigen vor allem, dass sie das Theater und seine großen Themen feiern wollen. Der Zuschauer war gut beraten, ihnen darin zu folgen und sich in das Gebotene, vor allem das liebevoll Verrückte, genussvoll hineinfallen zu lassen.

Michael Aust

UNTERTAUCHEN

nach dem Roman „Ihr kriegt mich nicht“ von
Mikael Engström

Chiemgau-Gymnasium Traunstein

Profilkurs Theater, Leitung: Konstanze Schuch



Im professionellen Bereich kommt es durchaus vor, dass eine Theaterproduktion, die erfolgreich gelaufen ist, nach längerer Zeit wieder aufgenommen und neu bearbeitet auf die Bühne gebracht wird. Für das Schultheater, das ungleich mehr von Veränderungen durch geprägt ist, da ja die Akteure sich selbst rasch weiter entwickeln, Klassen neu zusammengesetzt werden und bei den Schülerinnen und Schülern das Bedürfnis, „was Neues“ zu machen, in der Natur der Sache liegt, gelten da andere Gesetze. Vor diesem Hintergrund ist es zumindest ziemlich ungewöhnlich, dass eine Gruppe von noch sehr jungen Spielern beschließt, ein Stück, das am Ende der sechsten Klasse als Endproduktion der Theaterklasse gespielt wurde, im Jahr darauf wieder aufzugreifen, völlig neu zu konzipieren und damit zu den Theatertagen zu gehen. Genau das hat die Unterstufengruppe des Chiemgau-Gymnasiums Traunstein gemacht: Mit ihrem Stück „*Untertauchen*“, das auf dem Kinderroman „*Ihr kriegt mich nicht*“ von Mikael Engström basiert, präsentierte sie eine spannende Neubearbeitung ihrer eigenen Produktion.

In dem Kinderbuch geht es um einen Jungen namens Mick, der unter denkbar schlechten Voraussetzungen aufwächst: die Mutter ist früh verstorben, der Vater Alkoholiker, Mick selber fühlt sich klein, minderwertig und zu Nichts nutze. Was tun mit so einem Jungen? Das Leben beutelt ihn gehörig: es gibt Menschen, die es gut meinen mit ihm und ihm auch Gutes tun, aber es gibt auch sehr viele, die ihn mehr oder weniger verwalten. Da ist vor allem das Jugendamt, das ihn mal hierhin, mal dorthin schickt, ihn in immer neue Umgebungen hineinzwängt, aber da ist auch die etwas verrückte, warmherzige Tante Lena, die Katzen klaut und versteckt und Mick zum ersten Mal in seinem Leben so etwas wie Familie und Geborgenheit vermitteln kann. Doch Mick wird von hier wieder weggebracht und kommt in eine Familie, in der er als eine Art Arbeitssklave gehalten wird. Er läuft weg, zurück zu Tante Lena – wieder ist das Jugendamt da - und die Situation droht zu eskalieren, denn Mick will nicht mehr, er geht aufs Eis und bricht dort ein...

Diese realistische, spannende Geschichte, die aber auch sehr zarte und poetische Momente enthält, haben sich die jungen Akteure mit großer Intensität zueigen gemacht. Die Stim-

mungswechsel wurden mit einer Vielzahl an theatralen Mitteln umgesetzt: von grundlegender Ausstrahlung war die Entscheidung, das Stück auf einer quadratischen Arenabühne zu verorten. Konsequenz: alle Mädchen und Jungen waren immer präsent, alle sichtbar, das Spiel musste nach vier Seiten aufgehen. Die 23 Spielerinnen und Spieler strahlten durchgehend größte Homogenität und Konzentration aus, beeindruckten durch ihre Dynamik und gleichzeitige Disziplinertheit. Als Requisite dienten einzig dreiundzwanzig Bierkästen am Außenrand der Bühne, die zu Bussitzen oder Startblöcken im Schwimmbad umfunktioniert werden konnten, mit rotem Käppi und Jeansjacke wurde jeder Spieler zu Mick, ansonsten wechselten die Spieler durch die Rollen hindurch. Überhaupt war das Spiel mit den Requisiten virtuos und doch stimmig, ebenso wie die Wechsel von Einzel- und chorischem Sprechen, das durch eine sehr gute Sprechtechnik noch zusätzlich an Ausdruckskraft gewann. Starke Bewegungschoreographien mit passender Musikuntermalung bildeten sowohl die Handlung, als auch das innere Erleben der Hauptfigur eindrucksvoll ab, wobei diese Bilder nie für sich selbst standen. Von Beginn an hatten die Schauspieler klar gemacht, dass sie diese Geschichte erzählen wollen: Narrative Mittel und szenische Darstellung gingen dementsprechend ein virtuoseres Wechselspiel ein, das den Zuschauer mitriss. So wurde das narrative Prinzip immer wieder aufgegriffen, die Geschichte schritt für alle verständlich voran und die Spannung stieg, ganz im Sinne der Vorlage, immer mehr bis zum dramatischen Schluss.

Das Publikum zeigte sich begeistert und dankte der Gruppe mit großem Applaus für eine intensive, mitreißende Aufführung, die beispielhaft dafür steht, was im Schultheater gerade von jüngeren Spielerinnen und Spielern geleistet werden kann. Nicht zuletzt war diese Aufführung auch ein beeindruckendes Plädoyer für die Arbeit in einer Theaterklasse.

Inga Hauser

HEIMAT

Eigenproduktion

Johann-Andreas-Schmeller-Gymnasium Nabburg

Profilkurs Theater, Leitung: Maresa Hottner



Heimat! Wer bei diesem Titel auf großes Wir- oder gar Wohlgefühl, getippt hatte, war bei den Oberpfälzern im falschen Stück. Dabei sieht zunächst alles nach lustigem Volksfest aus. Ein Akkordeonspieler eröffnet die Szenenfolge und erwartbar klatscht das Publikum im Takt mit. Aber schon beim anschließenden Volkstanz ist es vorbei mit der Harmonie. Klar, da sind Dirndl und Lederhosen, aber eben auch T-Shirts und Gummistiefel. Klar, da bewegen alle einen Fuß im Takt, aber das wirkt eher stampfend-brutal als leichtfüßig. Zum Abtritt gibt es noch von allen ein Sprichwort im Dialekt, kräftig der Klang, aber ausgrenzend unverständlich.

Die Gruppe setzt durchgehend auf irritierende Unstimmigkeiten. Über das Mikrofon werden Kennzeichen eines Idealoberpfälzers beschrieben während die Gruppe diese pantomimisch karikiert. Im Auftritt eines Männergesangsvereins versteckt sich die Kritik hinter clowneskem Spiel. Die schwächliche Dirigentin(!) ist lange vor den Sängern da, die einige Zeit benötigen, bis jeder Anzug ordentlich geknöpft ist und jeder korrekt an seinem Platz Aufstellung genommen hat. Der *musikalische(?)* Auftritt selbst ist in wenigen Sekunden erledigt, führt aber zu langen, mehrfachen und tiefen Verbeugungen. Die Frau gibt den Ton an, Gemütlichkeit regiert, Hauptsache auftreten und Applaus bekommen. Ähnlich hintergründig der auch fremdenfeindliche Streit um einen Elfmeter auf den Zuschauerrängen eines Fußballplatzes, der sich schnell in Frieden wandelt, wenn der Mann mit dem Akkordeon die Gemüter beruhigt.

In anderen Szenen liegt die Botschaft obenauf, besonders dort, wo Heimat als eine ganz persönliche Erfahrung artikuliert wird: „Gretelsuppe bei der Großmutter“, „Jeden gleich kennen, wenn man in die Kneipe kommt“ oder mit dem „Pferd durch die Wiesen“ reiten. Ähnlich ernsthaft die biografischen Erfahrungen aus der Eltern- und Großelterngeneration zu Ereignissen rund um die einmal geplante Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf. Dokumentarische Videoclips sorgen für eine gewisse Vorstellung von den Vorgängen vor Ort damals.

Indem die Gruppe solche Ereignisse von überregionalem Interesse, etwa auch die Zeit des Mauerfalls, einbezieht, macht sie deutlich, dass Heimat nicht kleingeistig und eng gedacht werden kann. Jede Region ist immer auch Teil eines größeren Ganzen. Das ist den Mädchen in den weißen T-Shirts und den schwarzen Jeans, die den Kopf in große weiße Kopfhörer

einhüllen und als Brücke zwischen einigen Szenen auftreten, nicht bewusst. Und so trainieren sie in stummer Kommunikation, nur verbunden durch die Musik in den Kopfhörern, für einen großen Cheerleader-Auftritt oder gefallen sich an anderer Stelle in verrückten und verzückten, schnellen und verlangsamten Bewegungen. Deutlicher wird dieses Eingebettet-sein in Größeres dort, wo Enge bewusst wird und sich als Heimatkritik äußert: Dann fehlt anklagend der Döner, das Kino und eine gute öffentliche Infrastruktur.

Während diese persönliche Seite der Kritik recht deutlich ausfällt, entwickelt die Auseinandersetzung mit der Stärke der AfD in der Oberpfalz irgendwie keine so große Schärfe. Eine Gruppe von Mädchen übt Raumlaf und findet dabei zu Buchstaben, die das Wort „Bratzen“ ergeben, ein regionaler Beleidigungsausdruck. In verteilten Texten erklären sie daraufhin dem Publikum wortreich, dass jetzt eine Publikumsbeschimpfung folgt. Die Schimpfwörter aus dem Jargon der Nationalsozialisten sollen, so wird erklärt, nur AfD-Anhänger treffen. Diese werden nun aufgefordert, den Raum zu verlassen. Kurzes Warten. Nachdem keiner geht, stellen sie erstaunt fest, dass damit die ganze Nummer völlig umsonst war. Eine wunderbar schräge Idee, deren Pointe sich in der Länge der Szenenfolge ein wenig verliert.

Aber die Gruppe zeigt auch an anderer Stelle diese skurrile Langsamkeit. In der letzten Szene etwa präsentieren sie Politik als Zirkus, in dem sich ein Nichtskönner als Politiker bewirbt. Zwei Chöre haben sich seitlich aufgestellt und zitieren anfangs die politischen Aufgaben der Parteien oder bringen an anderer Stelle die politische Realität schlagwortartig (Innere Sicherheit, Polizeiaufgabengesetz, Glyphosat, Familiennachzug ...) zur Sprache. Der Politiker erweist sich gegenüber dem Zirkusdirektor und dem Clown als Sprüchemacher (Digitalisierung ist Zukunft! - Wir müssen riskieren, dass unsere Kinder schlauer sind als wir! – Lieber nicht regieren als falsch!) und Nichtskönner. Was auch immer er vorgibt, führen andere Spieler aus. Der Politiker gibt nicht auf, revolutioniert noch ein wenig und visioniert noch mehr, um schließlich zu dem Slogan zu finden: Deutschland soll Bayern werden! Und da ist er am Ende wieder, der Konflikt zwischen der heimatlichen Enge, wie sie sich auch in mancher politischen Kleingeisterei zeigt, und den notwendigen Idealen und großen Visionen, die darin untergehen.

Die Gruppe liebt das Schräge, Indirekte, Skurrile und Verrückte, spielt sich souverän durch die Szenen, gestaltet die Übergänge flüssig, verändert sich bruchlos in den Rollen und Kostümen, gibt dem Zuschauer auch Rätsel mit und unterhält ihn auf diese Weise humorvoll und hintergründig, selbst wenn er kein Oberpfälzer ist.

Michael Aust

ROMEO UND JULIA

nach William Shakespeare

Gymnasiums bei St. Stephan Augsburg

Mittel- und Oberstufentheatergruppe,

Leitung: Elke Sandler



Shakespeares tragische Geschichte von Romeo und Julia, von einer unmöglichen jungen Liebe zwischen zwei verfeindeten Familien, ist von der Schultheaterszene kaum wegzudenken. Die Mittel- und Oberstufentheatergruppe des Gymnasiums bei St.Stephan in Augsburg ließ sich davon aber nicht abhalten und wählte in diesem Schuljahr diese Geschichte für ihre Theaterarbeit aus, weil sie die berühmteste aller Liebesgeschichten einmal selbst erzählen und auf die Bühne bringen wollten.

Ihr Spiel fand auf zwei Ebenen statt, auf einer großen Vorbühne, die das Publikum an drei Seiten nah an die Akteure heranließ und der eigentlichen, erhöhten Theaterbühne im Hintergrund, deren Vorhang von Anfang an mit Masken geschmückt war, die später im Spiel zum Einsatz kamen. Beide Bühnenflächen wurden im Verlauf des Stückes immer wieder bespielt.

Die Capulet und Montague Gangs erobern sich die Bühne mit viel rhythmischer Power und machen dem Publikum schon in den Auftaktsequenzen klar, dass ein Funke genügt, um den zwischen ihnen bestehenden Konflikt eskalieren zu lassen. Mit sehr hoher Energie und überzeugend choreographierten Massenszenen in farblich sie kennzeichnenden Kostümen stellen sich die beiden Familien vor. Überzeugend gut gelöst auch der choreographierte Maskenball: Tanzsequenzen und gesprochener Text wechseln sich gelungen ab und bebildern ruhig die verhängnisvolle erste Begegnung von Romeo und Julia.

In der ganzen Inszenierung waren die Passagen mit musikalischen Schwerpunkten und mit Elementen des Körper- und Bewegungstheaters besonders gelungen. Andere Besonderheiten der Inszenierung wurden dagegen teilweise nicht konsequent genug durchgehalten und konnten deshalb nicht durchgehend überzeugen.

Die beiden Hauptrollen sind jeweils dreifach besetzt: dies ermöglicht eine Vielfalt von Perspektiven und die Verkörperung mehrerer Facetten dieser Figuren. Dies gelingt besonders in der dreifach wiederholten Hochzeitsszene, die unterschiedlicher kaum hätten sein können: Während die erste Trauung noch feierlich zelebriert wird, kann es den weiteren beiden Paaren

immer mehr nicht schnell genug gehen und sie verzichten sichtbar gerne auf alle üblichen Formalitäten: Das Tempo der Trauungen unter Seifenblasen wird immer schneller und erinnert an Zeitraffer und Slapstick. Man bekommt Lust diese drei Paare auf ihren sicherlich unterschiedlichen Wegen miterleben zu können. Diese Möglichkeiten werden leider nicht weiter verfolgt. Es ist schade, dass dieser neue Ansatz nicht konsequent durchgehalten wurde, das könnte aber den notwendigen Kürzungen geschuldet sein. Diese Hochzeiten sind das Highlight der Inszenierung.

Berührend und irritierend zugleich die Inszenierung der Hochzeitsnacht: Shakespeares Originaltext und die deutsche Übersetzung werden von zwei der drei Paaren gesprochen, die ruhig im Hintergrund am Bühnenrand der Hauptbühne sitzen. Für Zuschauer allerdings irritierend der Besetzungswechsel beim dritten, stumm agierenden 'Paar' (= 2 Mädchen) auf dem rosen geschmückten Hochzeitsbett, das auf der Vorbühne aufgebaut wurde.

Auch bei der Wahl der Requisiten gab es Stimmiges und Irritierendes. Die symbolische Geste, den getöteten Feind und den eigenen Körper mit Kunstblut zu beschmieren, lässt Erinnerungen an alte Rituale aufkommen und passt stimmig in dieses Spiel. Befremdlich dagegen für viele der Einsatz von Laserschwertern für die Zweikämpfe zwischen den rivalisierenden Gangs. Die komödiantischen Elemente in Shakespeares Tragödie werden insbesondere in der Figur von Bruder Lorenzo ausgespielt. Hier ist die Lust am Theaterspielen in jedem Satz erkennbar.

In den stilleren Szenen mit Livemusik vom Akkordeon, den lautstarken, auf Cajons getrommelten Rhythmen und dem gemeinsamen Summen einer Ballade kamen die Musikalität, Spielfreude und das Können dieser engagierten und gut aufeinander eingespielten Gruppe zum Ausdruck. Ihre, gerade für ein Mitschülerpublikum, sehr gut verständliche Interpretation dieses Stückes setzte sich ernsthaft mit den verschiedenen Facetten von Shakespeares bekannter Tragödie auseinander. Sie zeigen dabei wiederholt ein Bewusstsein für Formen des zeitgenössischen Schauspiels und spielen ihre Version mit bewundernswertem Engagement.

Ilona Herrmann

WE DON'T NEED NO

Eigenproduktion

Hans-Leinberger Gymnasium Landshut

Oberstufentheatergruppe, Leitung: Elisabeth Hübner



Dass im Schultheater Schule gespielt wird, ist nichts Neues, liegt es doch nahe, dass Schülerinnen und Schüler ihre Lebenswelt thematisieren und auf die Bühne bringen wollen. Meist geht es dabei eher lustig zu, der Lebensraum Schule bietet ja genügend Anlässe, die dort lebenden und wirkenden Individuen ironisch zu beleuchten und mehr oder weniger lust- und liebevoll auf der Bühne vorzuzeigen oder zu -führen. Von der Idee her also nicht ganz neu, was die Gruppe des Hans-Leinberger-Gymnasiums Landshut mit seiner Eigenproduktion *WE DON'T NEED NO* präsentierte, aber wie der Titel schon vermuten lässt, ging es den Landshutern um weitaus mehr.

Die beliebte Kinderbuchreihe vom Mädchen Conni bildete die Grundlage für die Geschichte, die aus nichts anderem als dem schulischen Werdegang bestand. Schon die Darstellung der Einschulung ließ erahnen, dass zwischen dem Wünschen und Wollen der Hauptprotagonisten und ihrer Umwelt eine doch erhebliche Diskrepanz besteht: ein Schulmädchen steht völlig passiv auf der Bühne und wird mit mehr oder weniger nützlichen Utensilien, vor allem aber mit den Wünschen und Erwartungen der Erwachsenen an das Kind ausgestattet, die eher Abbild der eigenen Versagensängste sind und Druck erzeugen, als dass sie Mut machen könnten.

Die Figuren der Eltern sind hauptsächlich mit ihren eigenen Überforderungen beschäftigt: Ob bei der Einschulung, beim Übertritt auf das Gymnasium, bei Schulproblemen ihrer Kinder oder vor dem Abitur: immer ist zu spüren, dass sie ihr Kind in seiner Persönlichkeit mit seinen eigenen Wünschen nicht wahrnehmen, sondern ihre eigene Dauerüberforderung in es hineinprojizieren. Der Druck auf die Jugendlichen, der aus der Hilflosigkeit der Eltern resultiert, wird in den Fokus gerückt, bis hin zu einem „Ich bin doch nicht euer Produkt!“, das den Eltern am Ende der Schullaufbahn entgegen geschleudert wird.

Der anklagende Gestus war am stärksten ausgeprägt, wenn es um den Schulalltag und insbesondere die Lehrerinnen und Lehrer ging. Sinnlose und z.T. entwürdigende Disziplinierungsmaßnahmen, Lehrer, die ihre Schüler mit Fachchinesisch im wahrsten Sinne des Wortes überschütten und kein Interesse daran haben, ob diese nun etwas verstehen vom Stoff oder nicht, heillos überforderte Lehrkräfte, die sich nur mit Notendruck in die nächste Stunde zu retten

wissen, wahre Misanthropen, die ihre Schüler als Vampire empfinden, die ihnen ihr Leben aussaugen wollen, Disziplinfetischisten... Es war ein ziemliches Gruselkabinett, was da auf der Lehrerseite vorgeführt wurde. Ebenso wenig erfreulich, was vom Schülerdasein in der Oberstufe gezeigt wurde: Bulimielernen, das je nach Konstitution des Betroffenen entweder als Sport gesehen wird oder völlig auslaugt, Machtspiele der Lehrer, ein unverständlicher Stoff, dessen Sinnhaftigkeit sich einem nicht erschließt, das Gefühl, ein Rädchen in einer Maschinerie zu sein, die man nicht durchschaut...

Und die Schüler selbst? Natürlich war die Sympathie der Spielerinnen und Spieler auf deren Seite und natürlich wurden bestimmte Typen lustvoll ausgespielt, der Klassenkasper, der Streber, der Null-Bock-Schüler. Natürlich wurde auch zumindest angedeutet, dass es untereinander nicht immer solidarisch zugeht, dass Mobbing und Pöbeleien zum Schulalltag gehören. Im Mittelpunkt stand aber das individuelle Empfinden dieses Lebensraums Schule, was dann zum Ende in ganz persönliche Statements mündete, wie sich die Schüler, durch Filmprojektion klar als herausgehobene Individuen dargestellt, Schule nun wünschen. Klar, dass diese Wünsche angesichts der konkret aufgezeigten Anklagepunkte inhaltlich recht allgemein wirken: mehr Individualität, mehr Freiheit, mehr Selbstbestimmung, ein neues Wertesystem gar wurden eingefordert. Die Vehemenz, mit der dies eingefordert wurde, überzeugte aber grundlegend.

Die Gruppe setzte eine Vielzahl von theatralen Mitteln ein, um ihr Anliegen zu unterstreichen. Hauptsächlich verließ sie sich auf ihr intensives, körperbetontes Spiel, benutzte nur wenige Requisiten wie Schulhefte oder Papiermüll und Plastikflaschen. Ein sehr effektvoller Licht- und kommentierender Musikeinsatz wie z.B. ein Schul-Motivationslied, das durch körperliche Verfremdung zum Boot-Camp- Marschlied mutierte, Mut zur Langsamkeit und eine klare, meist disziplinierte Darstellungsweise zeugten von künstlerischem Potential. Etwas hemmend im Spielfluss wirkten die vielen Blacks und Freeze-Unterbrechungen, durch die die ganze Inszenierung eine gewisse Gleichförmigkeit im Tempo erhielt.

Die Reaktionen des Publikums – große Zustimmung bei den Schülerinnen und Schülern, lebhaft, kontroverse Diskussionen bei den Lehrerinnen und Lehrern - zeigten ganz deutlich, dass die Gruppe mit ihrem Stück einen Nerv getroffen hat: Wenn denn Provokation im Schultheater ihre Berechtigung haben kann, dann ganz sicher mit so einem mutigen, herausfordernden Stück.

Inga Hauser